

# Kapitel 1

*Dienstag, 3. Mai*

Ellen legte das Kärtchen, auf dem ihr Termin eingetragen war, auf den Tresen in der Rezeption der Poliklinik und sah auf die Uhr. *Zehn vor elf*. Sie war eine Viertelstunde zu früh.

In der Regel stürmte sie erst im allerletzten Augenblick herein, aber heute Morgen hatte sie so einen seltsamen Drang empfunden, etwas früher zu kommen. Sie wusste selbst nicht, warum. Vielleicht war es nur, weil sie die Untersuchung beim Internisten gern so schnell wie möglich hinter sich bringen wollte. In diesem Wartezimmer hatte sie schon viel zu viel Zeit verbracht, mehr, als ihr lieb war. Unzählige Male hatte sie mit ihrem Mann oder ihrer Schwester schon hier gegessen. Zum Glück erwartete sie heute nur eine Routineuntersuchung, die konnte sie auch gut allein durchstehen.

Weil sie zu früh gekommen war, musste sie noch warten. Doch allzu lange würde es wohl nicht dauern. Außer ihr saßen schließlich nur noch zwei andere Patienten im Wartezimmer.

Sie setzte sich auf einen der roten Stühle, die nebeneinander an der Wand standen, und suchte in ihrer Tasche vergeblich nach einem Kamm, um ihre kurzen, blonden Haare wieder in Ordnung zu bringen, die beim Fahrradfahren durcheinandergeraten waren. Plötzlich erinnerte sie sich daran, dass sie ihn ihrer Tochter Marilou mitgegeben hatte, weil sie ja heute in der Schule Schwimmen hatte und ihre Bürste verloren gegangen war. So musste sie wohl oder übel ungekämmt zur Kontrolluntersuchung.

Um die Zeit totzuschlagen, nahm sie sich eine der Zeitschriften, die auf dem Tischchen neben ihr auslagen. Gerade hatte sie sich in einen Artikel über den Sinn und Unsinn von Vitaminpräparaten vertieft, als die Tür zum Sprechzimmer aufging. Unwillkürlich sah sie auf, obwohl sie noch nicht an der Reihe sein konnte.

Aus dem Sprechzimmer trat eine Frau Mitte vierzig, die einen Rollstuhl vor sich herschob, in dem ein alter Mann saß. Eine Toch-

ter mit ihrem Vater, vermutete Ellen. Hinter den beiden ging der Arzt, der der Arzthelferin an der Rezeption die Patientenakte überreichte. Er verabschiedete sich mit ein paar Worten von dem Mann und rief den nächsten Patienten auf.

Zu Ellens Überraschung hatte der Arzt mit dem Mann im Rollstuhl englisch gesprochen. Das machte sie neugierig. Aufmerksam betrachtete sie den Mann. Auf den ersten Blick schien er die Achtzig überschritten zu haben, vielleicht wirkte er aber auch nur so alt, weil er insgesamt eine sehr bedauernswerte Erscheinung war. Sein Haar war ihm fast vollständig ausgefallen und die dunkle Weste, die seine schmalen Schultern umspielte, war ihm mindestens zwei Nummern zu groß. Die von blauen Adern überzogenen Hände lagen kraftlos auf seinen dünnen Beinen, die in einer Schlafanzughose steckten. Er hatte keine Strümpfe an und irgendwie rührten sie seine blanken Füße in den Pantoffeln an.

Der Mann schien völlig benommen zu sein. Er erinnerte sie an eine schwer verletzte Maus, die sie einmal aus den Krallen ihrer Katze gerettet hatte. Später war ihr klar geworden, dass sie der Natur besser nicht ins Handwerk gepfuscht hätte, denn nach einer halben Stunde Benommenheit und Schlaf hatte das Tier in der kleinen Schachtel, in die sie es gelegt hatte, seinen Mund zu einem stillen Schrei aufgerissen und seinen letzten Atemzug getan.

Den Gesichtsausdruck des Mannes konnte sie nicht erkennen, weil er den Kopf nach vorn gebeugt hatte, so, als ob es ihm schwerfiele, sich aufzurichten. Offensichtlich war er schwer krank. Es überraschte sie denn auch nicht, als sie hörte, wie die Arzthelferin auf einer Station anrief und die Aufnahme für ihn regelte. Danach wandte sich noch eine recht junge Mitarbeiterin an die Frau, die hinter dem Rollstuhl stand, um mit ihr ein paar praktische Dinge zu besprechen. Das Gespräch schien an dem Mann völlig vorbeizugehen.

Ellen fragte sich, warum sie nicht mit dem Mann selbst sprach. Konnte sie nicht gut genug Englisch oder wollte sie ihn nicht weiter belasten? *Vielleicht ist es für sie aber auch ganz normal, so über Patienten zu reden, als seien sie gar nicht anwesend*, dachte sie ein wenig spöttisch. So jedenfalls war es ihr während ihrer Termine immer wieder ergangen.

„Muss ich wirklich mit auf Station? Kann ihn nicht einfach ein Krankenpfleger mitnehmen?“, hörte Ellen die Frau fragen. Die Antwort der Krankenschwester konnte sie nicht verstehen, aber es war offensichtlich, dass die Frau mitgehen sollte, denn sie schob den Rollstuhl ein Stückchen vor, stellte ihn Ellen fast direkt vor die Füße und nahm ohne ein Wort zu sagen auf einem Stuhl auf der anderen Seite des Wartezimmers Platz. *Wahrscheinlich doch nicht Vater und Tochter*, überlegte Ellen. *Vielleicht sind sie noch nicht einmal miteinander verwandt, wahrscheinlich ist sie nur eine Nachbarin oder irgendjemand, der sich angeboten hat, ihn ins Krankenhaus zu bringen.*

Aber wie sie es auch drehte und wendete, die Frau passte irgendwie nicht in das Klischee von besorgter Nachbarin oder Ähnlichem. Die Frau strahlte so gar keine Herzlichkeit aus, schlimmer noch, sie schien so wenig wie nur irgend möglich mit dem Mann zu tun haben zu wollen. Zumindest war es sehr auffällig, dass sie sich so weit wie möglich von ihm weggesetzt hatte.

Ellen warf einen Blick auf den anderen Patienten im Wartezimmer, um zu sehen, ob er die Geschichte ebenfalls mitbekommen hatte, aber er schien ganz in seine Zeitung vertieft zu sein.

Ellen betrachtete wieder den Mann im Rollstuhl, der ihr irgendwie leidtat. Seit er dort abgestellt worden war, hatte er nicht ein einziges Mal aufgesehen und schien vollkommen unterzugehen. War er so teilnahmslos, weil er krank war, oder war er an so eine Behandlung gewöhnt? Fürchtete er, dass sie einander zum letzten Mal sehen könnten? War die Frau, die ihn begleitete, vielleicht doch seine Tochter und er hatte ihre Liebe verspielt? Hatte er vielleicht schon seit einer ganzen Weile kein liebevolles Wort mehr gehört? Bei diesem Gedanken brach ihr beinahe das Herz.

SAG IHM, DASS ICH IHN LIEBHABE.

Ellen richtete sich kerzengerade auf. Aber nicht, weil sie eine Stimme gehört hatte, die ihr fremd gewesen wäre. Es war der unerwartete, aber deutliche Auftrag, der sie aufgeschreckt hatte.

*Das kann nicht dein Ernst sein, Herr! Ich kenne ihn doch überhaupt nicht. Was soll er denn von mir denken?*

SAG ES IHM.

*Ja, aber ... auf Englisch?! So gut kann ich das nun auch wieder nicht ...*

ICH LEGE DIR DIE WÖRTE IN DEN MUND.

Ellen begann fürchterlich zu schwitzen. Wieder sah sie den Mann an, warf der Frau einen Seitenblick zu – sie starrte einfach nur geradeaus – und betrachtete dann wieder den Mann. Der Gedanke, ihn anzusprechen zu müssen, ließ ihre Handflächen feucht werden.

In diesem Augenblick hob er den Kopf und blickte sie geradewegs an. Die unendliche Traurigkeit, die sie in diesem winzig kurzen Moment in seinen Augen sah, brachte sie völlig aus der Fassung. Trotzdem fehlte ihr noch immer der Mut, ihn einfach anzusprechen. Stattdessen lächelte sie ihn freundlich an. Gerade als sie so etwas wie eine Reaktion bei ihm wahrzunehmen schien, ließ er den Kopf wieder sinken.

Und wieder hörte sie die Stimme.

SAG IHM, DASS ICH IHN LIEBHABE ... UND IHN BEHÜTE.

Der Auftrag war eindeutig, aber es war, als wäre ihr Mund wie verschlossen. Jedes Mal, wenn sie tief Atem holte und die Worte aussprechen wollte, krabbelten sie im letzten Augenblick wieder zurück. Ihr Herzschlag und ihr Atem wurden schneller und das Blut rauschte in ihren Ohren. Oder war es die Stille, die so rauschte?

Wenn sie jetzt an die Reihe kam oder der Mann abgeholt wurde, wäre sie aus ihrem Dilemma erlöst. Aber es geschah nichts dergleichen.

Nach ein paar Minuten, die quälend langsam verstrichen waren, betrat ein Krankenpfleger das Wartezimmer. „Herr Smit?“

Der Mann sah auf und nickte schwach. Der Pfleger ging auf ihn zu und legte die Hand auf seine zerbrechliche Schulter. „Ich habe Ihnen im zweiten Stock ein schönes Bett hergerichtet. Da bringe ich Sie jetzt hin.“

Er reagierte kaum, vielleicht verstand er auch nichts. Die Frau stand auf und ging auf den Mann zu. „Gehören Sie zu diesem Patienten?“, fragte sie der Krankenpfleger. Die Frau nickte, aber es schien nicht von Herzen zu kommen.

Mit bekümmertem Blick sah Ellen dabei zu, wie der Krankenpfleger den Rollstuhl des Mannes, der nun auf einmal einen Namen hatte, nahm und ihn wegschob. Die Frau folgte ihnen in einem gewissen Abstand.

*Zu spät, hämmerte es in Ellens Kopf. Jetzt ist es zu spät.*

*Wer weiß, wie wichtig diese Botschaft für den Mann gewesen wäre.  
Und ich habe sie ihm nicht gesagt. Weil ich Angst hatte, mich lächerlich  
zu machen.*

Entmutigt sank sie auf ihrem Stuhl zusammen.

## Kapitel 2

*Freitag, 6. Mai*

„Hier, sehen Sie einmal, heute haben Sie auch Post bekommen.“ Mit einer schwungvollen Handbewegung legte die brünette Krankenschwester einen Briefumschlag auf das Nachtschränkchen am Bett von Steven Smit.

Obwohl er sehr gut verstanden hatte, was sie gesagt hatte, stellte er sich taub. Er hatte schlichtweg keine Lust zu reden, sondern wollte nur einfach so daliegen. An nichts mehr denken. Nichts mehr fühlen. Lass sie ruhig glauben, dass er ihre Sprache nicht verstand. So eine Sprachbarriere war manchmal ganz praktisch, weil man sich dahinter verstecken konnte, und deshalb ließ er die Menschen gern in dem Glauben, dass man sich mit ihm nur auf Englisch unterhalten konnte.

Als die Schwester das Krankenzimmer wieder verlassen hatte, drehte er den Kopf nach rechts. Sein Blick fiel auf den elfenbein-farbenen Briefumschlag auf dem Nachtschränkchen neben seinem Bett. Etwas in ihm hielt ihn davor zurück, den Umschlag einfach zu nehmen und zu öffnen. Er hatte keine Ahnung, wer ihm einen Brief geschrieben haben könnte. Außer seiner Nachbarin Sanne und seiner Tochter Kathy gab es niemanden, der gewusst hätte, dass er im Krankenhaus lag. Doch die Nachbarin hatte ihn schon besucht und seine Tochter wäre mit Sicherheit die Letzte, die ihm eine Karte schreiben würde.

Der Gedanke an Kathy ließ ihn für einen Augenblick den Umschlag vergessen. Schmerzlich scharf hatte er noch immer ihre abweisende Haltung vor Augen. Alle Hoffnung, die er sich gemacht hatte, war in dem Moment verflogen, als sie ihn wieder mit jenem Blick angesehen hatte, der sich schon seit Jahren auf seiner Netzhaut eingebrannte hatte und ihn überallhin verfolgte. Ein Blick, in dem ein ganzes Spektrum von Gefühlen zu erkennen war – Vorwurf, Wut und Schmerz. Aber vor allen Dingen sagte ihm dieser

Blick, dass sie ihm niemals vergeben würde. Wie sehr hatte er gehofft, dass dieser Blick nach siebenundzwanzig Jahren etwas sanfter sein würde. Aber alle Hoffnung war vergeblich gewesen.

*Vergeblich.* Dieses Wort traf ihn mit seiner ganzen Härte. Vergeblich. Vergeben. Geben. *Aber es konnte nicht vergeben werden. Es war zu viel, um vergeben zu werden. Es gab nichts mehr, worauf er hoffen konnte.*

Plötzlich schreckte er auf, weil er ein Piepen vernahm, doch dann ließ er sich wieder ins Kissen sinken, als ihm klar wurde, dass es nur von der Infusionspumpe kam. Anscheinend musste dort etwas ausgetauscht werden. *Komisch, dass ich nach drei Tagen immer noch bei dem Geräusch aufschrecke. Anscheinend ertrage ich nichts mehr.*

Schweigend wartete er, bis eine Krankenschwester auf das Geräusch aufmerksam wurde und den beinahe leeren Infusionsbeutel gegen einen vollen auswechselte. Er hielt die Augen geschlossen und stellte sich schlafend. Aber als er sich sicher war, dass sie das Krankenzimmer wieder verlassen hatte, öffnete er die Augen wieder.

Sein Blick fiel erneut auf den Umschlag auf seinem Nachtschränkchen. Zögernd streckte er die Hand danach aus. Er war sich immer noch nicht sicher, ob er wirklich wissen wollte, wer ihm eine Karte geschrieben hatte. Doch schließlich siegte seine Neugier über seinen Widerwillen und er nahm den Brief in die Hand.

Die Schrift auf dem Umschlag war die einer Frau. Aber die Adresse überraschte ihn. Unter der Anschrift des Krankenhauses standen da nur sein Name und das Stockwerk, auf dem sein Zimmer war. Keine Zimmernummer. Anscheinend wusste die Absenderin, dass er auf dieser Station lag, aber nicht, in welchem Zimmer. Am meisten überraschte ihn allerdings, wie sein Name geschrieben war. *Mr Smith.* Kein *Herr Smit*, sondern *Mr Smith*. Die Absenderin redete ihn auf Englisch an und hatte seinen Nachnamen mit *h* geschrieben. Die Briefmarke mit Königin Beatrix darauf war jedoch ein eindeutiger Hinweis darauf, dass der Brief in den Niederlanden eingeworfen worden war.

Seine Neugier wuchs. Er drehte den Umschlag um, sah aber keinen Hinweis auf die Absenderin. Er würde ihn also öffnen müssen.

Ordentlich wie er immer gewesen war und es wohl auch bis an sein Lebensende bleiben würde, wenn er die Kraft dazu hatte, such-

te er nach einem scharfen Gegenstand, mit dem er den Umschlag aufschneiden konnte. Aufgerissene Briefe ärgerten ihn furchtbar. Er richtete sich etwas auf, um nachzuschauen, ob Sanne sein Taschenmesser in sein Nachtschränkchen gelegt hatte. Egal wohin er ging, sein Taschenmesser hatte er stets dabei. Nicht nur aus praktischen Gründen, sondern auch, weil er es einst, vor langer, langer Zeit von Kathy zum Vatertag geschenkt bekommen hatte. „Katje“, wie er sie immer neckend genannt hatte, wenn sie einen Heulkampf bekommen oder versucht hatte, bei ihren Freundinnen ihren Willen durchzusetzen. Ja, sie konnte ab und zu schon ein richtiger Dickkopf sein.

Er zwang sich, für einen Moment nicht mehr an Kathy zu denken, und konzentrierte sich auf den Inhalt seines Nachtschränkchens. Ja, da lag das Messer. Es kostete ihn einige Anstrengung, danach zu greifen. Als er es in der Hand hielt, ließ er sich erschöpft in die Kissen fallen. Die kleinste Anstrengung kostete ihn anscheinend seine ganze Kraft.

Als seine Atmung sich beruhigt hatte, hob er mit einer Hand den Briefumschlag hoch und schnitt ihn mit dem Messer vorsichtig auf. Im Umschlag befand sich eine Karte zum Aufklappen. Er holte sie heraus, faltete sie auseinander und las die Worte, die in etwas gebrochenem Englisch darin standen.

*Dear Mr Smith*, lautete die Anrede. Während er las, übersetzte er die Sätze automatisch ins Niederländische, wie er es – oft unbewusst und im Gegensatz zu vielen anderen Emigranten – sonst immer getan hatte.

*Lieber Herr Smith,*

*Sie kennen mich nicht und ich kenne Sie nicht, aber ich saß am Dienstag beim Internisten Baaij im Wartezimmer. Während Sie darauf warteten, dass ein Krankenpfleger Sie holen kam, musste ich Sie immer wieder anschauen. In diesem Augenblick hat Gott zu mir gesprochen. Ich weiß nicht, ob Sie Gott kennen, aber er kennt Sie sehr gut. Und er möchte, dass ich Ihnen sage, dass er Sie liebt und behütet.*

*Weil ich Angst hatte, Sie könnten mich für verrückt halten, war ich an jenem Vormittag nicht mutig genug, Sie anzusprechen. Aber un-*



*sere Begegnung hat mich nicht mehr losgelassen, also habe ich mich entschieden, Ihnen diese Karte zu schreiben. Ich habe gehört, wie der Krankenpfleger Ihren Namen sagte und das Stockwerk nannte, auf dem Ihre Station ist, und ich hoffe, dass diese Informationen ausreichen und die Karte bei Ihnen ankommt. Wenn Sie das hier jetzt lesen, ist mein Vorhaben gelungen und ich kann Ihnen nur noch einmal sagen: Gott liebt Sie! Und behütet Sie ... Egal was in Ihrem Leben geschehen ist, seine Liebe ist immer noch größer!  
Ich bete für Sie.*

*Eine Frau aus dem Wartezimmer*

Steven las den Text mehrere Male nacheinander, aber der Inhalt schien nicht zu ihm durchzudringen. Es war, als würden die Worte wie Tennisbälle gegen eine Wand geschlagen und sofort wieder zurückspringen.

Völlig fassungslos starrte er minutenlang die beschriebene Innenseite der Karte an und klappte sie dann wie benommen wieder zu.

In diesem Augenblick fiel sein Blick auf die Worte und das Bild auf der Vorderseite. Es war ein Gemälde von Rembrandt, das Bild, auf dem der Verlorene Sohn zu seinem Vater nach Hause kommt und von diesem liebevoll in die Arme genommen wird. Unter der Abbildung standen nur drei einfache Worte. *Willkommen zu Hause.*

Und bei diesen Worten stürzte mit einem donnernden Krachen die Mauer ein, an der alle anderen Worte so viele Jahre lang abgeprallt waren.